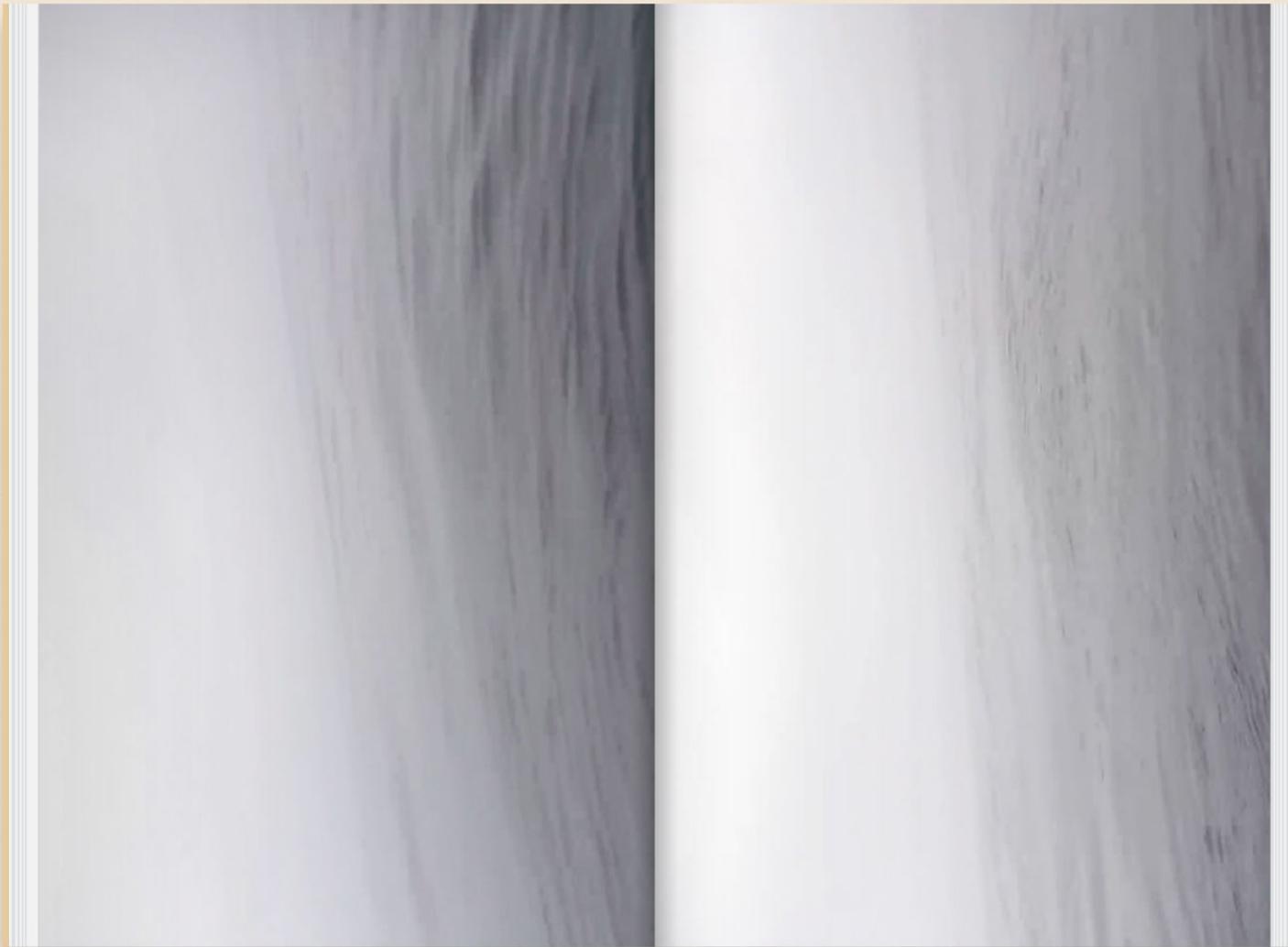
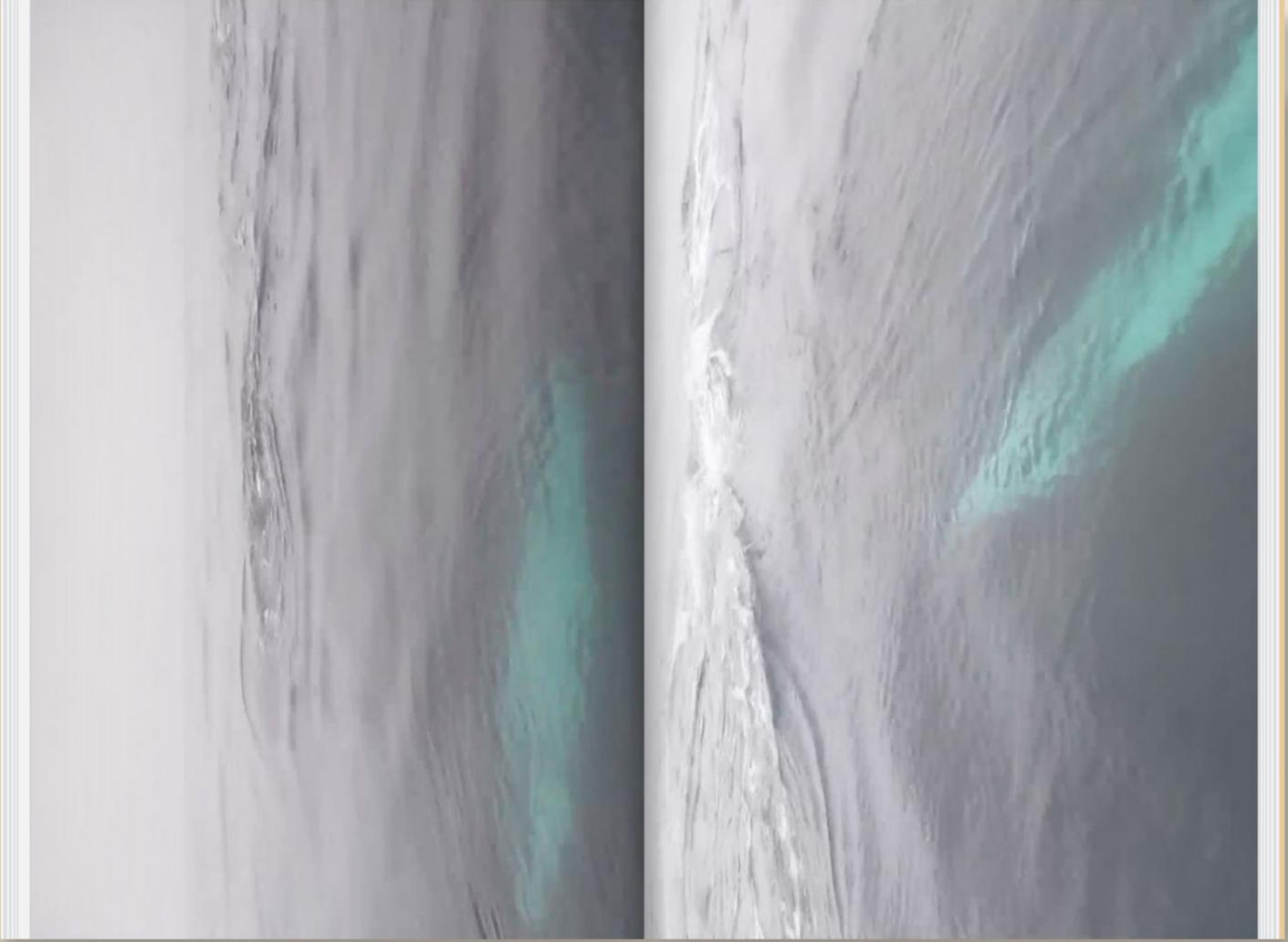


Eva Gentner  
*Moby Dick*







gefundenen Videos, das zwei Menschen im Nebel in einem Schlauchboot auf dem Meer zeigt, unter dem sich schemenhaft die Umrisse riesiger Buckelwale abzeichnen, die als Schatten durch das Wasser huschen. Oder in den Aufnahmen, die von Gentner in der Lieberoser Wüste in der brandenburgischen Niederlausitz gemacht wurden, auf denen zwei Performerinnen im Wind mit ihren überdimensionierten Bojen hantieren. In ihren Texten verknüpft die Künstlerin diese Verweise auf das archaische Verhältnis des Menschen zur Natur mit Bezügen auf Herman Melvilles Abenteuerroman *Moby-Dick* von 1851. Die darin beschriebene Jagd auf den weißen Wal ist ein Zusammentreffen von glattem und gekerbtem Raum: die Fahrt der Pequod steht zum einen für einen Einkerbungsprozess des Meeres, Captain Ahabs monomanische Besessenheit zugleich auch für die Flucht aus dem kontrollierten Raum der menschlichen Zivilisation. Im Roman endet die Jagd mit Ahabs Tod und dem Untergang des Walfangschiffs. Angesichts der heutigen Vermischung von menschlichem Handeln, Natur und Technologie und der Unmöglichkeit, die eine Seite zu

verstehen, ohne die andere zu berücksichtigen, kann die Geschichte von *Moby Dick* nicht mehr als Gegensatz Mensch versus Natur, können glatte und gekerbte Räume nicht als binäre Dichotomie verstanden werden. Im Zeitalter des Anthropozäns, des Artensterbens und der Klimakrise ist aus dem Bedrohlichen der Natur längst ein Bedrohtes der Natur geworden. Als ehemaliger Truppenübungsplatz ist die Lieberoser Wüste, der Schauplatz von Eva Gentners Video, genauso auf die Einwirkung des Menschen zurück zu führen wie unsere Vorstellung des Meeres mehr durch YouTube und das Internet geprägt ist als durch eigenes Erleben. In der Sichtbarmachung dieser komplizierten Gemengelage reagieren Eva Gentners Arbeiten so angesichts der heutigen Krisen auf ein verbreitetes Gefühl, sich nicht mehr verorten zu können und nicht zu wissen, wo wir auf unserem Planeten »landen«<sup>6</sup> sollen.

*Philipp Ziegler*

Ein dumpfes Platschen.  
Eine Zauberformel der eigenen Wirksamkeit.  
Für einen Augenblick meine ich,  
es sei gar nicht geschehen.  
Als wäre nie etwas geschehen.  
Meine kurze Anstrengung ist im steten Gleich der glucksenden Wellen verschwunden.  
Und ich weiß, dass der Stein jetzt langsam seinem Sog folgt und sich unten  
dort irgendwo zu all den anderen gesellt,  
die da schon liegen.  
Eine seltsame Lust überkommt mich, es wieder zu tun.  
Und das Wasser ist unermesslich, denke ich.  
An derselben Stelle, an der ich eben diesen Versuch eines Ereignisses aufgeführt habe,  
setze ich mich auf den Beton und betrachte die Oberfläche des Wassers.  
Sie ist schön.  
Weil sie verbirgt.  
Und das Wasser ist tief.  
Und in meinen Gedanken noch tiefer.

Am Tag vor dem letzten Wiedersehen mit Moby Dick beugt sich Ahab über die Reling seines Schiffes und blickt auf das Meer. Es ist ein klarer Morgen. Die Sonne steht ihm im Rücken und wirft seine Silhouette auf die Oberfläche des Meeres. Er sieht die ins Wasser dringenden Sonnenstrahlen, wie sie ihn umglitzern und sein Blick sucht, seinem immer tiefer und tiefer versinkenden Schatten in die Untiefen zu folgen.

Da beginnt Ahab zu weinen.

Und er wünscht sich, hineinzusinken in diese Grenzenlosigkeit der Wasser. Sie würde ihn völlig umschließen und sie würden eins.